



DREI FRAUEN

in der Nacht

ROMAN

Marlies Kemptner

Titel:
„Drei Frauen in der Nacht“

Autorin: Marlies Kemptner

© 1. Auflage 2022
ISBN: 978-3-947110-66-7
Erhältlich: www.Leseschau.de

Herausgegeben von Augusta Presse und Verlags GmbH
www.Leseschau.de

Kontakt: info@Leseschau.de
Bucher Straße 23, 13127 Berlin
Tel. 0 30/6 92 02 10 51

Drei Frauen in der Nacht

von Marlies Kemptner

Wann wird ein Ereignis zur Erinnerung?

Wann wird aus Erinnerung eine Geschichte?

Der Schriftsteller ist erklärtermaßen indiskret. Er ist der Verräter, der Enthüller, der Entdecker. Er ist der Feind des stillschweigenden Übereinkommens, des dunklen Familienheimnisses, der finsternen Verschwörung der Gruppe, des Clubs, des Verbands. Schamvoll, umsichtig, diskret, introvertiert und einnehmend im Umgang.

Sobald der Schriftsteller zur Feder greift, ist er ein Judas.

Connie Palmén aus:

„Logbuch eines unbarmherzigen Jahres“

„Gut und Böse gehen mitten durch mein Herz.

Tief in mir eingeschlossen, liegt die Asche meiner Schuld.

Mehrmals in all den Jahren habe ich versucht, mir das Ungeheuerliche von der Seele zu reden. Auch in einem Beichtstuhl. Als ich eingeschlossen in diesem Holzkasten auf der anderen Seite des schwarzen Vorhangs den Atem des Geistlichen hörte, bin ich ohne ein Geständnis gegangen.

Ich war bei zwei Psychologen und einer Psychologin. Besonders die Frau war warmherzig und hat sich sehr um mich bemüht. Ich habe ihr einiges aus meinem Leben erzählt. Doch als es um das entscheidende Thema ging, um dieses nie ausgesprochene Geheimnis, konnte ich nicht reden. Es war mir nicht möglich, das Schlimme auszusprechen.

Aber heute, vielleicht ist es diese besondere Situation, in die wir drei da geraten sind. Vielleicht schaff ich ja heute...“

Annegret versagte die Stimme. Ein heftiges Schluchzen drang aus ihrer Brust. Sie schlug beide Hände vor ihr Gesicht und begann still zu weinen.

Draußen hatte der Regen an Stärke zugenommen. Ein wahrer Trommelhagel polterte auf das dünne Wellblechdach. Es wurde zunehmend kälter. Wir drei Frauen saßen nebeneinander gekauert auf einem wuchtigen Holzkarren, der in der zugigen Hütte stand. Die Nacht war pechschwarz. Wir hatten nicht gerade Angst, jedoch war es uns doch sehr mulmig zumute.

Gleißendes Licht mäanderte durch den Bretterschlag. Ein wenig später mischten sich in das Regengeräusch Donnerschläge die uns zusammenfahren ließen. Draußen

braute sich ein heftiges Gewitter zusammen. An einen Abstieg ins Tal war nicht zu denken. Wir würden die Nacht hier miteinander ausharren müssen.

Ich rückte noch näher an Ricarda und Annegret. Durch die Ritzen der Bretterwände kroch die Kälte der ansteigenden Nacht. Ich zog meine Windjacke noch enger um mich. Aus meinem Rucksack nahm ich meine Thermoskanne und schüttete den letzten Rest Tee in einen Becher. Ich reichte ihn Annegret. Sie nahm einen Schluck, fuhr sich mit dem Handrücken über die Lippen, dann warf sie den Kopf zurück, strich eine graue Haarsträhne hinter die Ohren und fing zu sprechen an.

Zwölf Jahre später.

Der Brief kam an einem Dienstag. Ein dünnes hellblaues Kuvert, das ich mit der Zeitung und dem neuen Katalog von „Garpa“ auf das Teetischchen legte. Jeden Morgen, so hatte ich es mir angewöhnt, las ich hier bei einer Tasse Earl Grey und einer ersten Zigarette die Post. Ein flüchtiger Blick auf den Umschlag zeigte meine Adresse, die handschriftlich und wie in Eile mit einem Faserstift geschrieben war. Es kam öfter vor, dass ich von einem Klienten oder einer Klientin, die zufrieden mit der Therapie war, Post erhielt. Meistens war es ein kleines Dankschreiben, so wie der Brief von Frau Kruppa, der zwei Seiten gefüllt hatte, worin sie mir ausführlich schrieb, um wieviel besser sie jetzt mit ihrer mager-süchtigen Tochter umgehen konnte.

Ich ging zur Terrassentür und öffnete weit die Flügel, um die frische Frühlingluft hereinzulassen. Liebevoll streifte mein Blick über unseren Garten.

Am Fuß der Birke hatten sich Schneeglöckchen breitgemacht und die ersten Krokusse zauberten ein paar lila und gelbe Tupfer ins braune Laub. Bald würden die zwei Mandelbäumchen ihr rosa Blütenkleid tragen. Ich sehnte mich nach der Wärme, dem Licht und nach dem Duft der ersten Veilchen. Ich nahm den Umschlag noch einmal in die Hand um auf den Absender zu schauen. R. Leibritz stand da geschrieben. Während ich weiter durch die Wohnung ging, das Frühstücksgeschirr einsammelte und Janniks Kleider wegräumte, die er einfach über eine freie Stuhllehne geworfen hatte, durchsuchte ich in meinem Kopf meine Adresskartei. R. Leibritz. Der Name sagte mir nichts.

Obwohl ich jetzt doch ziemlich neugierig geworden war, erledigte ich erst all die Dinge, die ich mir vorgenommen hatte. Ich sprach mit Emma, über noch anstehende Termine in dieser Woche. Ich war froh, dass ich bis Freitag nicht erscheinen musste. Emma war meine Nachfolgerin in meiner Praxis für Psychotherapie, die ich über zwanzig Jahre lang alleine geleitet hatte. Jetzt, fast 60 Jahre alt und nachdem ich eine ziemlich quälende Krankheitsphase überstanden hatte, war ich froh, nun von vielen Verpflichtungen frei zu sein. Dennoch hatte ich mit Emma vereinbart, ab und zu ein paar Klienten zu übernehmen. Fälle, die Emma zu viel wurden, wo sie nicht weiterkam. Manchmal gab es auch Ratsuchende, die nach Jahren mit dem alten oder einem neuen Problem ausdrücklich um ein Gespräch mit mir baten.

Ich füllte meinen Tee in das kleine chinesisch blau gemusterte Kännchen, stellte Tasse und Kandiszucker dazu und setzte mich in den gelben Sessel. Nach einem ersten Schluck Tee nahm ich den blauen Umschlag und öffnete ihn mit dem kleinen Brieföffner aus Elfenbein den mir Jannik von einer Fotoreise zu den Galapagos Inseln mitgebracht hatte. Statt einem Brief fand ich ein kleines ausgeschnittenes Quadrat aus Zeitungspapier. Eine Todesanzeige, wie ich schnell feststellte.

Über dem Namen stand der Vers:

Sommersatt steht das Getreide.

Sollst nicht weinen, wenn ich scheid

aus dem eng umgrenzten Kreis

weil ich neue Wege weiß.

Darunter war in kursiven Buchstaben der Name Annegret Holzer gesetzt und das Geburts- und Todesdatum. Es folgten die Namen der Hinterbliebenen. Bernhard, Michaela, Frank und Jenny. Die Beisetzung würde morgen sein.

Neben dem dicken schwarzen Rand der Todesanzeige war in Bleistift eine Handynummer geschrieben und die Worte: „Wenn du willst“ mit zwei Fragezeichen dahinter. Darunter der Name Ricarda.

Ich rechnete nach. Annegret war 76 Jahre alt geworden. In meinem Kopf startete sofort ein Film. Eine Kulisse in den Bergen. Eine Wanderung. Ein einfacher Heuschober. Eine Nacht, die wir drei Frauen unter rauen und besonderen Umständen verbracht hatten. Ich, Ricarda und Annegret. Ich hatte es in meiner Erinnerung als die „Nacht der Frauen“ abgelegt. Eine Nacht, in der wir uns sehr nah gekommen waren. Es waren die Geständnisse, die wir einander gemacht hatten. Dinge, die in dieser Nacht ausgesprochen wurden, die all die Jahre zu schambesetzt gewesen waren, als dass man sie jemals einem anderen Menschen hätte erzählen wollen. Nicht einmal der besten Freundin.

Ich steckte die Todesanzeige in den Umschlag zurück und ging hinaus in den Garten. An den Hortensienbüschen, den Rosen und an der Glyzinie zeigten sich schon zarte Knospen. Unter der Hecke schoben sich die gelben, sternförmigen Blütenblättchen vom Scharbockskraut heraus. Bald würden sich daneben die Buschanemonen zeigen und im Rasen die ersten Gänseblümchen. Wie schön das alles war.

In meiner Praxis war ich täglich mit den menschlichen Dramen konfrontiert gewesen. Soviel Leid, Schuld und Klagen. Der Blick hinter die Kulissen, auf die Menschen

ohne Masken, ohne Posen, ohne Rollenspiele war oft schmerzlich, manchmal erschreckend und immer wieder neu gewesen. Oft fühlte ich mich wie ein Priester in einem Beichtstuhl. Manchmal, wenn es um Schuld ging, erwartete man von mir Absolution, oder einen Freispruch. Doch es war niemals meine Aufgabe zu richten. Meine Aufgabe war es, mit menschlicher Wärme, zuzuhören.

Nicht immer gelang es mir zu verstehen. Ich empfand es einerseits als ein Privileg, in Geheimnisse eingeweiht zu werden und dann wieder fühlte ich mich wie ein Auffangbecken für Absurdes und Abstruses. Doch es hatte auch Situationen gegeben wo man herzlich miteinander lachen konnte.

Es war still in meinem Garten. Nur ein zaghaftes Vogelzwitschern, und das feine Summen der ersten Bienen die auf den Haselnussstrauch zusteuerten. Ein Zitronenfalter suchte einen Sonnenplatz.

Ich ging den kleinen, mit Rindenmulch belegten, Trampelpfad zum Gartenhäuschen. Hier hatte sich Jannik sein kleines Atelier eingerichtet. Die zwei schmalen Fenster waren fast mit Efeu zugewachsen. Innen waren schwarze Rollos angebracht. So war das Häuschen einmal Dunkelkammer und einmal Fotoatelier. Ich schob ein paar Zweige auf die Seite und sah meinen Mann über seinen Fototisch gebeugt, wo er eine Reihe Bilder vor sich liegen hatte. Im Moment arbeitete er an einer Enzyklopädie der Vogelwelt. Ich war sprachlos, wieviel Arten von Gänsen es gab. Bei seiner Frage, was mir zu Gänsen einfallen würde, fiel mir nur die Graugans ein. Jannik zeigte mir Bilder der Blässgans, der Zwerggans, der Saat- und Kurzschnabelgans. Es gab Fotos von Kanadagänsen im Flug, von großen massigen

Streifengänsen am Ufer der Nordseeküste, grau gemusterten, Ringelgänsen, mit ihren Jungen, die auffallend gezeichnete Rothalsgans, sowie Schnee und Weißwangengänse. Mein Mann liebte es über seine Arbeit als Fotograf zu sprechen.

Jannik bemerkte mich nicht. Er war vertieft in seine Arbeit. Der Umgang mit der Kamera war seine Passion, das Einfangen von Bildmomenten seine zweite Liebe, wie er es nannte.

Seit über zwanzig Jahren waren wir zusammen. Sein dunkles Haar war jetzt grau, bedeckt von einer Baskenmütze. Das karierte Hemd hing locker über die schmalen Hüften. Ich klopfte, und als er das kleine Fensterchen öffnete und mir zulächelte sagte ich ihm, dass Emma angerufen habe, und dass ich den ganzen Tag weg wäre um mit ihr die Abrechnung durchzugehen. Vielleicht würde ich auch einen Bummel durch die Stadt machen und nach etwas zum Anziehen schauen.

Im Haus zog ich mich schnell um, warf einen Blick in den Spiegel und steckte die widerspenstigen Haare hoch. Immer mehr Grau mischte sich jetzt dazwischen. Jemand hatte mir mal gesagt, ich würde der Schauspielerin Meryl Streep ähnlich sehen. Dem stimme ich zu. Nur hat mein Haar einen intensiven Kupfertön, in den sich allmählich graue Strähnen mischen. Ich raffte ein paar Sachen zusammen, Handy, Brillenetui, Handtasche, in die ich auch den blauen Umschlag steckte. Dann verließ ich das Haus.

Ich fuhr nicht in die Stadt, wie ich zu Jannik gesagt hatte, sondern nahm spontan die Landstraße gegen Norden zum

See hin. Ich wollte alleine sein. Ich wollte mir Zeit geben um die Bilderflut in mir zu sortieren, die seit diesem Brief in meinem Kopf entstanden war. Sollte ich Ricarda anrufen? Um ihr was zu sagen? Hallo hier ist Helen? Und dann? Wir hatten uns damals versprochen, all das Gehörte zu vergessen. Einmal ausgesprochen sollte es sogleich verwehen, sich auflösen, wie niemals gesagt sein. Wir hatten eine Abmachung getroffen, nicht mehr miteinander in Kontakt zu treten.

Wie hatte Ricarda von Annegrets Tod erfahren? Zufällig? Oder hatte eine der beiden, unsere Abmachung, keinen weiteren Kontakt miteinander zu haben, ignoriert? Ich hielt an der nächsten Raststelle, nahm das Handy und den Umschlag heraus, begann die mit Bleistift geschriebene Nummer einzutippen. Dann brach ich wieder ab. Hatte ich nicht meinen Klienten oftmals gesagt, dass es besser war, Vergangenes ruhen zu lassen.

Mir fiel der Kalenderspruch ein, den ich heute überflogen hatte. Worte, die auf einmal wie eine Vorsehung klangen. „Sie denken an lang vergangene Zeiten und weit Entferntes. Vielleicht planen Sie eine Reise oder ein Treffen mit Menschen, die in ihrer Vergangenheit eine wichtige Rolle gespielt haben.“

Ich liebte es, diese Alleestraße zu fahren. Ich ließ ein klein wenig das Fenster auf, um die weiche Luft zu spüren und den Geruch nach den aufgebrochenen Ackerschollen und frischer Erde einzuatmen. Das Geäst der kahlen Bäume setzte sich wie ein Scherenschnitt gegen den blauen Himmel ab. In wenigen Wochen würde es dichtes Grün sein.

Bald war ich am See und auf meiner Bank. Der See war schon immer mein Platz gewesen zum Nachdenken. Ein Ort für eine Pause, für die kleine Flucht vom Alltäglichen.

Hier, in dieser abgeschiedenen Stille konnte ich es lange aushalten und aufs Wasser schauen. Auf die Boote, die zu dieser Jahreszeit noch frei hatten. Auf die Schwarzerlen und Weiden und auf den Himmel in seinen vielfältigen Schattierungen in Blau und Grau mit weißen Rüschen dazwischen.

Vor mir wiegten sich Wasserpest und Brachsenkraut am Ufer. Im Röhricht raschelte es. Zwei Bachstelzen trippelten durch den Sand. Ein Eisvogel flog auf und bog sich dem strahlenden Blau des Himmels entgegen. Ich sog tief den Geruch nach See und leichtem Moder ein, breitete meine Arme aus und legte sie auf das rissige Holz der Banklehne.

Ich schloss meine Augen und atmete tief. Meine Gedanken wanderten in eine andere Zeit. Ich roch das alte Holz der verlassenen Sennhütte, den Regen, der sich mit dem Duft von Heu vermischte. Ich fühlte unsere Aufgeregtheit. Ich hörte unseren keuchenden Atem als wir endlich diese Tür eines Heuschobers aufstießen, der uns ein wenig Trockenheit und Wärme versprach. Und dann war das Gewitter gekommen, das sich über unseren Köpfen austobte und mit jedem grellen Lichtstrahl, der durch die Ritzen der Bretter schien, wurde unser Seelengrund ausgeleuchtet. Draußen war dieses unheimliche Getöse. War es das, was unsere Gedanken so aufwühlte und das Unterste, das so lang Versteckte nach oben brachte? Kein Licht des Tages hielt solchen Wahrheiten stand. Dazu brauchte es die Dunkelheit und das fern sein vom normalen Alltagsleben.

Damals suchte ich nach heftigen Migräneanfällen nach einem Ort der Erholung. Eine Kollegin aus dem Therapeutenverband hatte mir geraten, einmal in die Berge zu fahren, um mich dort in einem Hochdruckgebiet zu entspannen. Die Luft würde meinem gequälten Kopf sicher guttun. Ich, die ich mich so im Flachland zu Hause fühlte und am liebsten am See war, ließ mich darauf ein. Jannik ermutigte mich, allein zu fahren. Mal ganz etwas anderes zu tun. So kam ich bei meiner Suche im Internet zum Berner Oberland. Hin zu einer Landschaft am Fuße des Eigers und der Jungfrau die sich im Internet einladend darstellte. Ich wollte es ganz einfach angehen. Kein Hotel, kein Komfort. So buchte ich einen Platz in einer Hütte vom Schweizer Alpenclub. Mit großartigem Blick auf den Eiger, hieß es auf der Webseite.

Als ich mit der Bahn von Interlaken her den Bergen immer näher rückte und nur mit meinem Rucksack auf dem Rücken den Weg zur Hütte suchte, fühlte ich mich wie in einer anderen Welt. Überall um mich herum waren die Wiesen mit Margeriten und Trollblumen gesprenkelt. Dazwischen mischte sich das kräftige Blau der Glockenblumen. Die Chalets aus Holz mit überquellenden Geranien vor den Fenstern sahen sehr freundlich aus. Ich atmete tief durch und wirklich, schien mir die Bergluft den Kopf frei zu pusten und ich freute mich darauf, eine ganze Woche lang den Blick auf dieses herrliche Grün zu genießen.

Ich hatte in der Hütte ein Zimmer gebucht und wusste, dass dort auch noch andere Leute sein würden. Als ich der Adresse näher kam und das entsprechende Anwesen ins Visier nahm, sonnten sich vier Personen auf der Terrasse. Zwei Paare, wie ich vermutete. Bald stellte sich heraus, dass

Bernd und Tobias Freunde waren die hier auf Klettertour gingen. Die beiden Frauen hatten sich hier erst kennengelernt und waren wie ich auf ein paar Ferientage hergekommen.

Es war schnell abzusehen, dass man sich anfreunden würde. Nach der Vorstellungsrunde waren wir miteinander beim Du. Gleich für den ersten Abend schlugen die beiden Männer vor, sie würden grillen, wenn wir Frauen den Einkauf besorgten und uns um die Salate kümmern würden. Den Nachmittag über lagen wir im Liegestuhl zum Sonnen. Ich hatte genügend Zeit, um mir meine Hausgenossen anzusehen. Als Psychologin neigt man sehr dazu, die Menschen in Kategorien einzuteilen. Doch hatte mich meine Erfahrung auch gelehrt, dass man sich durch Äußerlichkeiten sehr schnell zu Annahmen verleiten lässt, die man dann schnell wieder korrigieren muss. Die beiden Männer, um einiges jünger als wir Frauen und herzliche Naturburschen, waren mir gleich sympathisch. Direkt und immer ein Lachen in der Kehle wirkten sie zupackend und unkompliziert. Der eine war Maschinenbauingenieur und sein Fach war die Wartung von Drahtseilbahnen. Der andere war Angestellter in einer Molkerei.

Die Frauen waren schwerer für mich einzuordnen. Beide schätzte ich nicht weit vom Rentenalter entfernt. Ricarda wirkte ziemlich kapriziös. Sie war sehr schlank, fast mager mit schwarzen Haaren, die sicher alle vierzehn Tage den Friseur sahen. In ihrem weißen Kleidchen mit einem Gürtel aus Silberringen und übergroßen Ohrringen, wirkte sie im rustikalen Hütten Ambiente ein wenig deplatziert. Die

andere Dame, die sich Annegret nannte, war eine stämmige Frau mit kurzen grauen Wuschelhaaren und einem melancholischen Ausdruck im Gesicht. Sie trug eine dunkelblaue Capri Hose und eine karierte Bluse darüber. Ricarda hatte um sich herum einen Stapel bunter Illustrierter liegen und sumgte vor sich hin. Annegret las in einem dicken Buch. Immer wieder beobachtete ich, wie sie ihre Hornbrille abnahm, ein besticktes Lesezeichen zwischen die Seiten legte, das Buch zuschlug und ins Weite sah. Auch ich hatte ein Buch im Schoß. Auch mein Blick, wurde immer wieder von der Bergwelt angezogen, dieser so majestätisch wirkenden Kulisse der Riesen aus Stein. Vor mir türmten sich die Zweitausender, die Große Scheidegg das Wetterhorn, und der berühmt berüchtigte Eiger. Darüber ein Himmel, so blau wie die Farbe im Tuschkasten. Meine Augen wanderten die Bergflanken entlang vom schneebedeckten Grau, bis zu den sattgrünen Matten. Ich hatte gut gewählt.

Unser Grillabend verlief lustig und lautstark. Die beiden Männer wollten am nächsten Morgen eine große Tour machen, einige Tage später dann nur einen kleinen Aufstieg auf eine hochgelegene Alm. „Kommt da doch einfach mit“, forderten sie uns auf. „Der Blick von da oben wird euch für die Mühe entschädigen.“

Mit Ricarda und Annegret war ich inzwischen ein wenig vertraut geworden. Wir konnten munter drauf los plaudern, standen abends gemeinsam in der Küche, saßen später nach dem Abwasch auf ein Kartenspiel zusammen und tranken viel roten Wein.

Unser gemeinsamer Ausflug sollte an einem Freitag sein. Es war ein bewölkter Tag. Gegen Abend sollte es gewittern, doch bis dahin wären wir längst wieder in der Hütte, erklärten uns die Männer. So packten wir in der Früh unsere kleinen Rucksäcke, zogen solides Schuhwerk an, nahmen sicherheitshalber die dünnen Regenjacken mit, einen Vorrat aus Brotscheiben und Knackwürsten, dazu kalten Tee in Plastikflaschen und Thermoskanne. Dann ging es los, hinauf, dem First entgegen.

Für die Männer war es ein Klacks. Wir Frauen, das merkte ich bald, taten uns schon schwerer. Ich ging zwar regelmäßig schwimmen, war gerne mit dem Fahrrad unterwegs, doch dieser Aufstieg auf dem geschotterten Weg machte mir bald zu schaffen. Ricarda und ich liefen voraus. Annegret kam mit Wanderstöcken hinterher. Bernd und Andreas trieben uns sozusagen vor sich her, blieben immer wieder stehen, um uns auf etwas aufmerksam zu machen. Dann waren wir froh zu rasten, blieben stehen, bis sich unser Atem beruhigte und blickten auf das sich ständig ändernde Bergpanorama und die bunten Schirme der Paragleiter. Die Almhütten wurden nun immer spärlicher je höher es hinaufging. Bei der ersten Rast auf einer Bergwiese packten wir unser Essen aus. Die Burschen legten sich ins Gras, den Strohhut aufs Gesicht.

Wir Frauen sprachen über unser Alltagsleben. Inzwischen wusste ich, dass Annegret Zentrum einer Familie war mit einer Tochter, Enkelkind und all dem drum herum. Ricarda war geschieden. Von Kindern war bei ihr keine Rede. Die beiden Frauen fragten mich viel nach meiner Arbeit als Psychologin und ich erzählte freimütiger als ich es je im Kollegenkreis getan hätte. Da ich keine Namen nannte

berichtete ich auch von einigen besonderen Fällen aus meiner Praxis.

Unser Pfad schlängelte sich weit hinauf. Um die Mittagszeit pausierten wir auf einer Almhütte. Die Männer wählten sich etwas Deftiges und wir Frauen ließen uns den angepriesenen Kaiserschmarren schmecken. Dazu tranken wir Almdudler.

Wir waren gut gesättigt, daher fiel es uns nun schwerer, wieder in den Tritt zu kommen. Bald merkten wir, dass Annegret zurückfiel und immer wieder schwer atmend stehen blieb. Am Himmel hatten sich inzwischen graue Wolken formiert. Wir fünf hielten an um zu beratschlagen. Annegret meinte: „Ich glaube, ich pack das nicht. Lauft ihr nur, ich nehme einfach den Weg wieder talwärts.“ Ausgeschlossen, dass wir Annegret allein zurücklaufen ließen. So beschlossen wir, die Männer ziehen zu lassen und zu dritt langsam zurückzuwandern.

So gingen wir talwärts, immer wieder den Blick zum Himmel gerichtet, wo es so gar nicht einladend aussah. Eine Front von aufgeblähten dunklen Wolken kam auf uns zu. Ein Adler umkreiste die Gipfel. Etwas Wind kam auf und bewegte die kleinen Büschel der Alpenrosen. Dann fielen die ersten Tropfen. Unsere Schritte wurden schneller. Nicht auszudenken, wenn wir hier in ein Gewitter gerieten. Zu allem Unglück stolperte ich und vertrat mir den Fuß. Ich rieb geschockt meinen Knöchel, und sagte zu den beiden Frauen. „Wir müssen einen Unterschlupf finden. Bis runter ins Tal werden wir es nicht packen.“ Wir liefen weiter,

immer mit den Augen die Umgebung absuchend. Inzwischen tropfte es vom Himmel, der Wind wurde stärker und wir banden die Kapuzen der Windjacken zu. „Da!“ Annegret deutete nach links. Etwa fünfzig Meter vor uns lehnte sich eine Art Heuschober an einen Felsen. Darauf steuerten wir nun zu. In den Regen mischte sich das erste Donnerröllen. Was hatten wir für ein Massel. Zum Glück war die morsche Tür nur mit einem Eisenriegel verschlossen.

Im Schuppen befanden sich außer Heuballen landwirtschaftliches Gerät. Beim ersten umgucken sah ich neben dem alten Holzkarren zwei große Blechmilchkannen, einen Melkschemel und zwei Heugabeln. Über einem Holzklotz lagen mehrere leere Jutesäcke. An einem Haken hinter der Tür hing ein grauer Arbeitskittel. Annegret langte in die Taschen. Sie fand ein kariertes großes Taschentuch, eine verdrückte Packung Zigaretten und ein Feuerzeug. Wir setzten uns auf die Heuballen. Ich tastete meinen Fuß ab, der etwas angeschwollen war. Annegret zauberte aus ihrem Rucksack eine Salbe, die sie mir auftrug. Dazu nutzten wir das karierte Taschentuch und banden es um meinen Knöchel. Dann überprüften wir unseren Proviant.

Ricarda hatte noch eine ganze Packung Kranzkekse im Rucksack. Ich fand in einer Seitentasche eine Packung Kaugummi, einen Apfel eine ganze Scheibe Brot und einen Rest von der Knackwurst. Jede hatte noch etwas Tee in ihrer Flasche und Annegret drei Müsliriegel. So würden wir schon irgendwie durch die Nacht kommen. Wir machten es uns so bequem wie möglich und erzählten uns ein paar heikle Begebenheiten aus unserem Leben. Wir lachten und scherzten. Als das Gewitter stärker wurde und als es schien, als tobe sich der Himmel direkt über uns aus, waren wir

stumm geworden und saßen wie drei verschreckte Hühner zusammen. „Wie bringen wir jetzt die vielen Stunden rum“, sagte Ricarda in unser Schweigen hinein. „Weitererzählen“, schlug Annegret vor. „Noch mehr Lustiges.“ Und dann sagte ich: „Oder was Trauriges? Was Peinliches? Oder was Geheimes?“ Ich sah in die Runde. Beide Frauen hatten die Augen auf den Boden gerichtet, als ob sie nachdachten. Dann sagte Ricarda: „Da hat bestimmt jede von uns was im Keller. Sachen die man nie jemand anvertraut hat, die immer nur runterdrückt wurden.“ „Von meinen Klienten“, sagte ich „habe ich da einiges gelernt und auch Dinge erfahren, über die man nur staunen kann und ungläubig den Kopf schüttelt“. Annegret räusperte sich und meinte. „Das größte Ungeheuer ist der Mensch.“ Nach diesem Satz waren wir eine Weile still. Ein weiteres Leuchten ging durch den Schober. Auch der Regen wurde wieder stärker. Wenn niemand sprach, war es beklemmend, dort im Halbdunkel zu sitzen und die Zeit abzuwarten. Ich sah auf die Uhr. Es war erst ein paar Minuten nach vier. An Schlafen war, wenn überhaupt, noch lange nicht zu denken.

Auf einmal kam aus Annegrets Ecke ein Stöhnen und Seufzen. Es war, als würde sie Worte gebären wollen und sie gleichzeitig unterdrücken. Schließlich stammelte sie: „Ich würde gerne etwas loswerden. Etwas, das mich schon lange niederdrückt und plagt. Etwas das sehr schlimm ist. Eine große Schuld. Vielleicht kennt ihr das, das man sich für was schämt. Dass es etwas gibt, das man im Nachhinein völlig absurd und unerklärlich findet.“ Ricarda nickte. „Da kann ich dir nur beipflichten.“ Dann sah sie mich an: „Du bist die Psychologin Helen. Die Therapeuten, die haben doch immer für alles eine Erklärung. Frühkindliches Trauma und solche

Sachen. Also, wenn Annegret was erzählen will, dann höre ich gerne zu. Und ich kann euch auch meine Geschichte erzählen. Auch etwas das, na ja, das tief in mir vergraben ist.“

Ich griff die paar Sätze auf und sagte: „Aus meiner Sicht hat Reden immer etwas Befreiendes. Das ist auch der einzige Aspekt, aus dem heraus ich eine Beichte für etwas Sinnvolles halte. Aussprechen heilt. Es reinigt, es entlastet. Dazu braucht es auch keine Interpretation mehr. Kein Nachfragen, kein Urteil.“ „Kein Urteil“, wiederholte Annegret. „Davor hatte ich immer die meiste Angst, dass mich die Menschen verurteilen, wo ich mich doch selbst am meisten verurteile. Und mehr ist einfach nicht zu ertragen.“ Sie legte ihre Hände ineinander, krümmte den Rücken und sah uns nicht mehr an. Ein greller Lichtstrahl tastete durch die Ritzen der Bretter. Ein heftiger Donnerschlag ließ uns drei zusammenzucken.

„Komm du ein wenig zur Ruhe Annegret. Lass mich anfangen“, sagte Ricarda. „Ich denke jeder hat seine Last.“ Ricardas Stimme zitterte ein wenig. Ich spürte darin eine Schwingung von Zorn, Wut und Enttäuschung. Sie atmete tief ein und aus, dann fing sie an zu reden.

Ricarda

Jeder Mensch trägt in sich ein Motiv. Ein Thema das die Melodie seines Lebens prägt. Dieses Motiv bin ich noch immer am Entschlüsseln. Vielleicht kann man es einfach Unruhe nennen.

Zur Welt gekommen bin ich in einer Kleinstadt im Osten. Rundherum gab es nur Weite und Seen. Das Land dort ist flach, die Straßen gesäumt von Alleen und der Himmel ein wechselndes Schauspiel in Blau.

Für meine Mutti war ich die kleine Prinzessin. Unser Häuschen in dem wir lebten, bestand aus vielen kleinen Zimmern. Alles war sehr einfach eingerichtet. Muttis Lieblingsstück war die ausziehbare Bettcouch, falls mal Besuch kam, und ihre Singer Nähmaschine, auf der all meine Kleider mit möglichst vielen Rüschen entstanden. Im Keller hatte sich Mutti ihre Mangelstube eingerichtet. Hier wurden die Tischdecken und Bettbezüge der ganzen anliegenden Straßen geplättet. Es roch bei uns immer sehr sauber nach Wasch und Stärkepulver. Bei der Arbeit hörte Mutti stets ihre Musik. Arien aus Oper und Operette. Sie verehrte die „Callas“ hatte alle Schallplatten von ihr. Wenn sie gut gelaunt war trällerte sie mit. Das brachte ihr in unserer Siedlung den Spitznamen die „Callas“ ein.

Vatis Arbeitsplatz war die LPG. Er sorgte dafür, dass Schweine und Rinder ordentlich aufgezogen wurden. Er half, die Kälbchen auf die Welt zu bringen, verwaltete die Futtersilos und so was. Er war, was Handwerksarbeiten betraf, ein Alleskönner. Er konnte mauern und schweißen, er konnte ein Dach decken und Wände streichen. Wenn in

der Nachbarschaft Not am Mann war, rief man Vati zur Mithilfe beim Sägen, Bohren und Schrauben. Er hatte einen kleinen Schnurrbart, eine Figur wie ein Teddybär und wenn er draußen war, trug er immer seine Kappe und rauchte seine Don Ramiro Zigarren.

Manchmal, wenn er etwas in Ostberlin zu erledigen hatte, nahm er mich mit und gab mich bei Tante Fredi ab. Tante Fredi wohnte in der Kastanienallee in einer vollgestopften Wohnung in der man sich kaum rühren konnte. Auf der Anrichte gab es eine Reihe von weißen, Keramiktöpfen mit blauer Aufschrift. Mehl, Kaffee, Sago und Zucker stand da drauf, und in einem dieser Behälter waren Süßigkeiten für mich. Meistens zog ich mir dann drei Brausestäbchen in mint heraus, die nach Waldmeister schmeckten. Vati verbrachte den Abend oft im Kulturhaus am Ernst Thälmann Park und hörte einer Band zu, die da auftrat. Wenn das Konzert zu Ende war holte er mich ab. Tante Fredi machte uns schnell ein paar Bockwürste heiß und dann ging es spät abends wieder nach Hause.

In seiner Freizeit bastelte mein Vater Buddelschiffe. Das sind so Schiffe in einer Flasche drin. Da hatte er ziemlich Talent dazu. Wenn er Zeit hatte, ging er gern mit mir auf den Rummelplatz. Das machte uns beiden besonders Spaß. Vati stellte sich an die Schießbude zielte auf die weißen Keramikhülsen und ich bekam ein neues Plüschtier in den Arm. Danach gab es Zuckerwatte und gebrannte Mandeln. Der Abschluss war immer der Gang zu den Schiffschaukeln.

Um unser Häuschen zog sich ein Garten mit Stockrosen, Holunderbüschen und Beeten mit Zinnien und Dahlien. Überall standen Töpfe und Eimer mit Petunien und Duft-

geranien und da mittendrin stand ein kleines Reh aus Plaste. Und natürlich hatte Mutti ihr Gemüse. Bohnen und Erbsen, Weißkohl und Borretsch wuchsen neben den Büschen mit Johannisbeeren und Stachelbeeren.

Im Haus war es nie still. Immer gab es eine Geräuschkulisse von all dem Treiben und Tun. Es wurde immer gewerkelt und getan.

Wenn Vati seine monatliche Abrechnung bekam, drapierte er zu Hause die Geldscheine wie eine Sonne auf dem Wohnzimmerisch. In die Mitte stellte er eine Flasche mit Rotkäppchen Sekt. Am Abend sah ich dann Mutti im engen schwarzen Rock, weißer Bluse und Pumps vor dem Spiegel stehen. Sie steckte sich ihren Schildplattkamm ins Haar und trällerte eine Arie der Callas. Sie gab mir einen Lippenstiftkuss und sagte: „Heute gibt es kalt.“ Dann arrangierte sie einen Teller mit Wurst und Käseschnittchen, drapiert mit Radieschen, Gurke und in der Mitte ein halbiertes Ei. Arm in Arm verließen Mutti und Vati dann kichernd das Haus in Richtung Gaststätte, um sich einen schönen Abend zu machen.

Als mein Bruder auf die Welt kam verlor ich meinen Prinzessinnen Status. Jetzt gab es einen Prinzen im Haus und alles drehte sich um den kleinen Joschi. Als er größer war durfte er mit mir, und den anderen Siedlungskindern, an den See. Hier und im Park um ein verfallenes Schlösschen hatten wir Kinder unsere Spielaktivitäten. Am liebsten veranstalteten wir Picknicks. Dann schleppten wir in einem Korb aus Keller und Kühlschrank geplünderte Esssachen an unseren Platz am Badestrand. Schrippen die uns Mama mit

Mettwurst bestrichen hatte, der Rest Kartoffelsalat vom Vortag und Pflaumen aus unserem Garten. Wir tranken Brause aus Pappbechern, und machten Wettschwimmen, wer von uns die kleine Insel im See zuerst erreichte. Erst wenn die Sonne hinter dem Wäldchen verschwunden war, gingen wir nachhause.

Schon als kleines Mädchen war ich eine, die ständig davonlief. Erst von der Hand der Oma Wagner. Dann in der Tagesstätte wo die Fräuleins sich über mich beklagten und später in der Schule. Bald war ich als die Streunerin bekannt. Es war auch etwas Zigeunerhaftes an mir, so dünn wie ich war mit den langen schwarzen, gelockten Haaren, die kaum zu bändigen waren.

Oma Wagner war nicht meine richtige Oma, sondern eine Nachbarin, bei der ich manchmal abgegeben wurde. Immer wenn Mutti im Stress war, brachte sie mich zu dieser Bekannten mit den Worten. „Es wird gerade zu viel mit der Kleinen.“ Mit Oma Wagner ging ich dann einkaufen. Oft zum Fleischer wo wir Hackfleisch holten und dann zeigte mir Oma Wagner in ihrer Küche, wie man daraus Bratklopse formte. Nie wieder haben sie mir später so geschmeckt, wie damals. Auch „Arme Ritter“ hat es oft gegeben und dazu Apfelkompott mit Zimt.

Die Schule nahm ich nicht ernst. Ich absolvierte alle Klassen so nebenbei, während meine wirkliche Beschäftigung das Träumen war. Träumen von dem was hinter der sozialistischen Mauer war, die ein ganzes Volk einsperrte. Als dann die Mauer fiel, hatte ich gerade eine kaufmännische Lehre in der Genossenschaft abgeschlossen. Ich war achtzehn Jahre alt und nicht mehr zu halten. Weg wollte ich. Raus aus

dem Kleinen. Sehen und Spüren wie es sich anfühlte frei zu sein.

In Westberlin lernte ich Ronny kennen. Er spielte Saxophon in einer Band. Sie nannten sich die „Holys“ und tingelten durch die Bars. Jemand der beim Radio war half ihnen, bekannt zu werden. Bald gab es Verträge und Konzerte und die Jungs zogen mit mir und ihrer Sängerin Ditta durch die Kleinstädte. Von Musik, außer dass sie mir gefiel, hatte ich nicht viel Ahnung. Ich machte mich nützlich beim Plakate ankleben und Prospekte verteilen. Ich hatte angefangen, aus Silberdraht ganz nette Schmuckstücke zu fertigen und verkaufte das bei den Konzerten. So für knapp zwei Jahre war ich Ronnys Mädchen, dann lief ich mal wieder weg. Es gab eigentlich keinen Grund, außer dass mein innerer Kompass auf Nord stand.

Mit einer Busreisegesellschaft fuhr ich zuerst nach Schweden und dann weiter nach Norwegen. Mit meiner Ausrüstung von Silberdraht, Zange und schwarzem Samt, auf dem ich meine Schmuckstücke präsentierte, kreierte ich ganz passable Armbänder und Ketten. Ich hatte noch einige CDs von den Jungs, die ich verkaufen konnte. So hielt ich mich gerade so über Wasser. Ich hing auch viel in den Kneipen rum, ließ mich einladen und bekam so Grundkenntnisse in Sprachen. Ich lernte Männer einzuschätzen, schützte mich vor blöder Anmache und war zufrieden damit wie alles war.

In meinem Kopf stapelten sich inzwischen die Bilder von Städten und Orten. Ich war in Oslo und breitete mein Sortiment an Silberzeug im „Vigeland Park“ aus. Ich lernte Beatrix kennen, eine wie ich, die sich das Wort „Freiheit“ auf

ihren Oberarm einritzen ließ, die mit Stolz ihre Tattoos, trug und, Welch ein Zufall, aus meiner Heimatgegend kam. Manchmal, wenn es mit dem Geld wirklich knapp wurde jobbten wir beide in einem Chinarestaurant als Küchenhilfe.

Mit meiner Familie blieb ich lose in Kontakt. Alle paar Wochen telefonierte ich. Ich rief an und erzählte von der weiten Welt. Eines Tages bei einem dieser Gespräche unterbrach mich Vati und sagte, ich solle heimkommen. Es wäre was Schlimmes passiert. Joschi sei tot, ertrunken in unserem See.

Per Autostopp trampelte ich mit meiner Freundin Beatrix zusammen bis nach Berlin. Das letzte Stück ging es mit dem Bus nach Hause. Mein Bruder Joschi war längst beerdigt. Ihn in diesem Holzkasten unter der Erde zu wissen, machte mich endlos traurig. Ich hatte in einer Blase von Heiterkeit, Freiheit und „Was kostet die Welt Gefühl“ gelebt. Joschis Tod brachte mich im wahrsten Sinne wieder auf den Boden. Ich konnte nicht ewig so herumtounen, ohne Plan ohne Ziel. Zum ersten Mal machte ich mir Gedanken was mich eigentlich antrieb? Vor was ich eventuell weglief und ob es Irgendetwas gab, wo ich hinwollte?

Mit Mutti war es ganz schrecklich. Vati nahm mich eines Tages am Arm führte mich in den Keller in die Ecke, wo eine große Blechtonne stand. Er machte den Deckel auf und sagte. „Da sieh dir das an.“ In der Tonne lagen die schwarzen Bruchstücke sämtlicher Callas Platten. Mutti hatte sie in einem Anfall von Wut und Verzweiflung zerstört. Die getragene Stimme der Operndiva war in unserem Haus für

immer verstummt. Auch Mutti schien ihre Stimme verloren zu haben. Sie wollte nicht sprechen, nichts sagen, nicht klagen, nicht weinen. Sie war in einer so anhaltenden Starre, dass es nicht auszuhalten war. Ich war hin und hergerissen was ich nun machen sollte. Einerseits fühlte ich eine Verpflichtung, mich um die Eltern zu kümmern, andererseits wollte ich wieder mal nichts als weg.

Schließlich fand ich einen guten Weg, Mutti zu erklären, was ich vorhatte und dass es dabei auch um Joschi ging. In einer Anzeige von unserem Kirchenblatt hatte ich von einer Gruppenreise nach „Santiago de Compostela“ gelesen. Da wollte ich mich anschließen und eine Antwort finden, wie es in meinem Leben weitergehen sollte.

Ausgerüstet mit Rucksack, knöchelhohen Wanderschuhen, einer Mindestausrüstung an Wechselkleidung und Pflegeartikeln fühlte ich mich gut gerüstet. Beatrix schloss sich mir an.

Von unserer ersten Pilgergruppe trennten wir uns ziemlich schnell. Wir wollten nun allein auf eigene Faust weiter. Man traf so viele interessante Menschen und so viele unterschiedliche Schicksale und Ansichten. In meinem Kopf sammelten sich noch nie gedachte Gedanken, die man daheim im Alltag einfach nicht hatte. Schnell entwickelte sich das sprichwörtliche Camino-Gefühl.

In den Herbergen quirlte es von Menschen aller Nationen. Mit allen denen wir begegneten teilten wir das Besondere dieses Weges. Nach der zweiten Woche bekam ich die Krise. Meine Beine brannten. Ich fragte mich, auf was ich mich da nur eingelassen hatte. Ich machte zwei Tage Pause. Beatrix wollte alleine weiter. Ich hing ziemlich durch. Doch, es gab

auf dem Weg immer wieder jemand, der mich motivieren konnte nicht schlapp zu machen und weiter zu gehen.

In der dritten Woche hatte ich an Armen und Beinen, eigentlich überall, Mückenstiche, die sich erst nach weiteren 80 Kilometer laufen als Bettwanzenstiche entpuppten. Eine Herbergsmutter half mir, alle meine Sachen zu waschen und zu desinfizieren. Bis alles wieder anziehfertig war, blätterte ich aus Langeweile das Gästebuch durch. Bei den Eintragungen fand ich ein Gedicht, unterzeichnet von einem Andreas. Er schrieb: „Auf dem Camino bin ich allem begegnet, auch Gott“.

Durch seltsame Zufälle begegnete ich diesem Andreas auf dem Weg nach Burgos. Dieser junge Mann hatte sich schnell in mein Herz geschlichen. Rotes volles wuscheliges Haar und ein Meer von Sommersprossen im Gesicht. Bald klebten wir ständig zusammen und Andreas war überzeugt, dass Gott es war, der uns zusammengeführt hatte. Mein Begleiter war gelernter Bäcker und Konditor. Er hatte gerade eine Lungenentzündung überwunden und benutzte die Pilgerreise, um sich darüber klar zu werden, wie es beruflich weiter gehen sollte.

Durch Sonne und Schatten, durch Gestrüpp und Sand, bezwangen wir Strecke um Strecke.

An einem Abend, als der Himmel voller Sterne war fanden wir auf unserem Weg ein Feld voll mit Stroh. Andere hatten sich hier schon zur Ruhe gelagert und wir fanden auch unseren Platz. Es war eine Nacht, die sich geradezu anbot im Freien zu schlafen, und es war eine Nacht, wo wir beide spürten, dass es eine Fortsetzung mit uns geben würde, wenn die Wandertage vorbei waren. Ich hatte mich verliebt.

Am Ziel angekommen, in der Kirche von Santiago, versprachen wir einander zusammen zu bleiben. Unsere Idee war, eine kleine Konditorei mit einem Café zu eröffnen. Wir planten und planten. Während all der vielen tausend Schritte war in unseren Köpfen eine Szenerie entstanden. So planten wir zum Beispiel die Einrichtung unseres „Cafes“ in allen Einzelheiten. Die Lampen, die Tische, die Dekorationen und das Aussehen einer einladenden Kuchentheke.

Als unser wochenlanger Fußmarsch zu Ende war und mich Andreas in sein Zuhause abgeschleppt hatte, machten wir wirklich Nägel mit Köpfen und setzten unsere Pläne um. Andreas hatte Beziehungen, Freunde, Familie, ein intaktes Umfeld und viele helfende Hände. In seinem Heimatstädtchen Heilbronn fanden wir die richtigen Räumlichkeiten. Zwei Monate später eröffneten wir unser kleines Café und nannten es „Das Tortenstückchen“. Es gibt ein Zeitungsbild von unserer Einweihung. Ich lehne an Andreas, der ein typisches weißes Bäckerschiffchen auf dem Kopf trägt. Groß und schlank wie er war überragte er mich weit, obwohl ich meine schwarzen unbändigen Haare zu einem hohen Dutt gebunden hatte. Das Stadtblatt brachte nach der Eröffnung einen Artikel über uns. Ab da lief alles wie von selbst.

Ich bediente im royal blauen Minikleid mit weißer knapper Schürze die Gäste. Das Café war ganz in den Farben, mint und rosa eingerichtet und an der Theke hinter Glas standen die Eclairs, die Krapfen und Plunderteilchen. Die Käsesahne und Herrentorte, der Kirschkuchen mit Mohnstreusel, sowie kleine Blätterteigtörtchen mit Früchten der Saison.

Wisst ihr, Andreas war ein Künstler in seinem Fach. Er legte Wert auf Geschmack und Qualität und das sprach sich herum. Neben dem Bedienen und dem Herrichten der Auslagen kümmerte ich mich um das Kaufmännische. Das hatte ich ja gelernt. Das Café „Tortenstückchen“ war immer gut besucht.

Eines Tages war meine Band, mit der ich früher unterwegs war, im Städtchen und wir luden sie alle in unser Café ein. Natürlich ließen sie sich nicht nehmen ihre Instrumente mitzubringen und so wurde das ein tolles kleines Fest. Ab da ließen wir in unserem Café immer ausgesuchte Hintergrundmusik laufen.

Ich war endlich angekommen. So schien es mir jedenfalls. Mein Leben war gut getaktet, die Einnahmen gesichert und Andreas war aufrichtig, engagiert und lieb. Immer wieder mal machte er den Vorstoß, ob wir nicht heiraten sollten. Ich gab mich immer noch reserviert. „Lass uns mal abwarten“, so redete ich mich raus, wenn er davon anfang. Mein Partner und Liebster, war fleißig, freundlich und eine treue Seele wie man so sagt. Andreas war anhänglich und zupackend. Wenn wir gegen sieben unseren Laden aufräumten und zufrieden vier Straßen weiter in unsere Drei-Zimmer-Wohnung liefen war alles gut. Andreas hatte Frieder angestellt, den er von seinen Ausbildungslehrgängen her kannte, und Frieder half uns beim Backen, Rühren und Herstellen von Kuchen und Torten. Dazu hatten wir noch einen Lehrling der gut mithalf. Wir hatten also ein geregelter Arbeitsleben. Dazu unseren freien Sonntag denn da war das Café immer geschlossen.

Mutti und Vati hatten es nur einmal fertiggebracht, mich zu besuchen und alles anzuschauen. Mutti stocherte in ihrer Käsesahnetorte. Nachdem sie Jahrelang kaum was gesprochen hatte, fand sie nun wieder Worte und Sätze, in die jedoch ständig Joschi eingeflochten war. Joschi hat, Joschi sagte immer, Joschi machte... und so weiter. Meine Eltern waren alt geworden und je mehr mir das bewusst wurde, fing ich an auf mich zu schauen, auf meinen nun fast dreißigjährigen Lebensweg und was da rechts und links vielleicht noch lockte. Irgendwann gestand ich mir den Gedanken ein, dass Andreas und das Café doch nichts für immer waren. Ich wurde kribbelig, verstand mich manchmal selbst nicht recht. Vor allem hatte ich ein schlechtes Gewissen, weil Andreas alles richtig machte und sich wirklich Mühe gab.

Wie ging es weiter.

Eines Tages kam ein Mann ins „Tortenstückchen“ und neben seiner Kaffeetasse lag ein Reiseführer von Wien. Als ich ihm den zweiten Kaffee brachte, meinte ich auf den Reiseführer deutend: „Da war ich noch nicht“. Und er sagte: „Und wo waren sie schon?“ Da lächelte ich und fing an aufzuzählen, all die nordischen Städte und Orte in denen ich mich aufgehalten hatte.

„Ich bevorzuge den Süden“, sagte der Fremde. Dann schwärmte er von der Toskana, von Siena und vom maroden Flair der italienischen Palazzi. Er kam wieder und er brachte mir einen Merian von Florenz. Dieser Mann, der sich als Wilfried vorstellte, zog mich an. War es das Weltgewandte, das er ausstrahlte? Seine Augen waren von einem Blau wie ein wolkenverhangener Himmel? Seine Kleidung elegant

und ausgewählt? Ich mochte seine Stimme, die sich wie ein Samtmantel um mich legte? Jedenfalls drängte er sich in meine Gedanken und ich fing an ihn zu vermissen, als er im Winter mehr als zwei Monate nicht mehr erschien.

Mit den ersten Frühlingsboten und den Primeln, die ich auf den Café-Tischen aufstellte, kam auch Wilfried wieder. Am Mittelmeer sei er in der kalten Zeit gewesen. Inzwischen wusste ich, dass er im Immobiliengeschäft tätig war, ziemlich erfolgreich, wie ich vermutete. Wie sonst hätte er sich all die Auslandsaufenthalte und Hotels leisten können von denen er mir berichtete. Zwischen dem Bedienen der Gäste gab es nie viel Zeit wo wir länger reden konnten. Mal saß ich für fünf Minuten bei ihm, um dann schon wieder einem neuen Gast Espresso und Cappuccino zu servieren, Mohnstreusel auf Teller zu legen, zu kassieren und die Milchkännchen und Zuckerschalen aufzufüllen. An einem Nachmittag fragte Wilfried mich, ob ich nicht auch mal frei habe und ich sagte: „Ja, morgen“.

Wie soll ich euch das erklären.

Auf einmal wusste ich, welches Gefühl mich immer wieder wegzog und was Wilfried angerührt hatte. Es war das Gefühl der Spannung, dieses nicht wissen was kommt. Dieses alles ist möglich.

Wir verabredeten uns im Park am Teich, in dem eine große weiße Statue der Göttin Aphrodite stand. Wilfried sprach von seinen „Objekten“. Die Villa an der Costa Blanca, das moderne Haus mit Meerblick in Tarragona, das Luxusanwesen in Katalonien, das Landgut in Zürich, das Anwesen in Graubünden. Das waren alles Immobilien, die er zu vermitteln habe. Das bedeutete natürlich vor Ort sein, mit den

Leuten reden, die Gegend kennenlernen, um die angebotenen Häuser im besten Licht darzustellen.

Wie er so engagiert erzählte, wie er die dunkelblonden Haare, die stets in einem Mittelscheitel auseinanderfielen, zurückstrich, wie er von gutem Essen sprach, das er liebte, das alles machte ihn mir sehr sympathisch. Ich mochte mich an ihn lehnen und all das sehen von dem er schwärmte. So war es kein Wunder, dass ich es geschehen ließ, dass sein Arm, der erst über der Banklehne lag, bald auf meiner Schulter ruhte. Dass sein Gesicht, das er mir zuwandte, immer näher zu mir kam. Dass sein erster Kuss gleich nach so viel mehr verlangte. Dass ich ja sagte zu einem Abendessen nächste Woche. Natürlich nicht im Städtchen, sondern eine halbe Autostunde weiter weg.

Ihr könnt euch nun sicher vorstellen wie es weiterging.

Als er mich an diesem verabredeten Abend am Park in sein Auto einsteigen ließ, hatte ich Andreas etwas von einem Klassentreffen mit Übernachtung erzählt. Sämtliche Vorbehalte, moralische Bedenken und Schuldgefühle hatte ich weggeräumt. Ein großes Feld war frei, auf dem Wilfried schon die Samen ausgestreut hatte. Herrliche Blumen würden darauf wachsen, da war ich mir ganz sicher.

Das Lokal, in das er mich führte, hieß bezeichnenderweise „Zur Landlust“. Schon beim Aperitif konnten wir nicht voneinander lassen. Wir wussten beide, dass wir nach dem Essen miteinander ins Bett gehen würden. Doch zunächst genossen wir das Hirschragout, den Burgunder, die Englische Creme. Und dann sagte Wilfried: „Du weißt, dass wir es tun“. Und ich sagte: „Ich will es tun“.

Ich hatte bis dahin mit drei, vier Jungs geschlafen, bevor das mit Andreas anfang. Aber als ich mit Wilfried zusammen lag, wurde mir ein Unterschied klar. Wilfried war keiner der herumspielte, der nachfragte, der vorsichtig war. Wilfried war klar und fordernd und er führte mich in eine Höhe, von der ich bis jetzt noch nicht gesprungen war. Es war intensiv, heftig. Es war so, dass ich plötzlich zu weinen anfang. Nicht dass er mir weh getan hätte, ich war einfach zu überwältigt von den neuen, unbekanntem Gefühlen in mir.

In den nächsten Nächten lag ich viele Stunden wach. Immer wieder stellte ich mir vor wie Wilfried mich berührt hatte. Welche Worte er mir zugeflüstert hatte. Die besonderen Dinge, die er mit mir gemacht hatte. Ich war verrückt nach ihm und sehnte mich sehr danach, wieder mit ihm zu schlafen.

Ihr könnt euch sicher vorstellen, dass ich trotz allem ein mächtig schlechtes Gewissen hatte.

Was hatte ich mehr da jetzt eingebrockt? Ich würde Andreas, dem lieben zärtlichen Andreas und dem „Tortenstückchen“ ade sagen. Das alte Virus von „Wo anders sein“ war wieder ausgebrochen und Wilfried hatte die akute Entzündung bewirkt. Eine Heilung bestand ausschließlich in einem Ortswechsel.

Hätte Andreas geflucht und getobt, hätte er mich beschimpft und als Verräterin bezeichnet, wäre ich leichter gegangen. Jedoch blieb er bis zum Ende freundlich, bittend, abwartend. Selbst beim Abschied sagte er: „Und wenn du wieder zurückkommen willst, ich werde hier weiter am Ofen stehen“.